Warum?

Skizze aus Römisch-Helvetien von Hildegard Daiber.

Steil steigt der Weg von Ociodurus nach den südlichen Höhen. Auf den einsamen Wanderer hernieder brannte des Augustus heiße Sonne. Gemessenen Schrittes durchzog er, auf den knotigen Bergstock gestützt, des schäumenden Wildbaches Schlucht. Von Zeit zu Zeit trocknete er die feuchte Stirn; doch unaufhaltsam ging es dem stillen Bergsee entgegen, den er im einsamen Hochthale grün schimmernd, wußte. — Traurigge Botschaft hatte der römische Centurio dem helvetischen Sonderlinge zu bringen, der auf wilder Berges-Höhe einsam hauste, mit der kaum herangewachsenen Tochter. Und als die Sonne hinter den ewigen Eisesfirnen zu Golde ging, da stand der Centurio Claudius vor der unscheinbaren Fischerhütte am tiefen, stillen See.

Vor seiner Thüre saß sinnend, den greisen Kopf in die Hand gestützt, Divico, der alte Helvetier. Er schaute hin nach den letzten rothen Strahlen der scheidenden Sonne. Den Blick wendend, erkannte er Claudius und reichte ihm die Hand:

„Sei mir gegrüßt, Centurio! Was führt dich in Divicos weltfernes Heim? — Doch du wirst müde sein von der langen Wanderung; tritt ein und sei mein Gast."

Stumm betraten sie nebeneinander die friedliche Hütte und des Alten Töchterlein, Vellenda mit den goldenen Locken und den Augen, so tief und unergründlich wie der See, auf dem sie täglich ruhten, reichte dem Ankömmling, nach des Gastrechts heiliger Sitte, den gefüllten Becher. Staunend ruhten des Kriegers Blicke auf dem holden Mädchenbilde. War das dieselbe Velda, die er vor kaum zwei Jahren als Kind verlassen und die nun wie ein Wahrheit gewordenes Märchen vor ihm stand?

„Nun sage mir deine Botschaft, Claudius," begann der Greis; „nichts Gutes bringst du mir, ich seh's an deinen trüben Blicken."

„Augusta, im Lande der Rauracher, verließ ich vor fünf Tagen," sagte der Centurio leise; „ich bringe dir Nachricht von Helicho."

Fest schaute ihm der Greis in die Augen; nur um die Mundwinkel zuckte es ihm heimlich, als er fragte: „Was ist mit meinem Sohn?"

Unsicher und zagend fuhr der Römer fort:

„Einen kühnen Streifzug unternahmen wir unlängst nach dem unwirthlichen Lande der wilden Alamannen. In der ersten Reihe kämpfte mein armer Freund; schwer verwundet trug ich ihn aus dem Getümmel; in meinen Armen — verschied er als Held!" —

Tiefe Stille herrschte in dem kleinen Gemache. Kein Wort kam über des greisen Vaters Lippen; nur die Hand der schreckensbleichen Tochter ergriff er und hielt sie fest.

Diesem stummen Schmerze gegenüber wagte Claudius kein Trosteswort.

Schon bereitete die finstere Nacht ihre Schwingen über das stille Thal, und in der Hütte war es ganz dunkel geworden; nur wie Schatten konnte man noch die einzelnen Gestalten unterscheiden; da endlich erhob sich der Greis:

„Alles Leid meines Lebens dank ich den Römern! Des Landes Freiheit und der einzige Sohn fielen römischem Ehrgeiz zum Opfer. Fluch dem stolzen, sieggewohnten Rom! Fluch seinem nimmersatten Imperator, dem Unterjocher unseres freien Landes, dem Mörder unserer blühenden Kinder! — Du gewaltiger Gott unserer Berge, warum ließest du das geschehen? Warum? warum? — — — Doch, Claudius, du warst sein Freund; er hat dich geliebt, wie keinen zweiten; selbander zogt ihr in den unseligen Streit, und bist du auch ein Römer und brachtest uns schmerzliche Kunde, wir wissen, was des Gastrechts heilige Bräuche sind, und wollen sie halten. — Velleda, bereite unserem Gaste Mahlzeit und Lager!" —

Schweigend gehorchte das Mädchen. Noch lange leuchtete jenen Abend des Herdfeuers flackerndes Licht in Divicos Hütte, und der junge Römer erzählte dem greisen Vater und der lauschenden Tochter von des Sohnes, des Bruders Thaten, überreichte die Erinnerungszeichen, die ihm der Sterbende gegeben, und der wilde Schmerz um den verlorenen Sohn und Bruder verband sich mit der tiefen Trauer um den zu früh geschiedenen Freund.

* * *

Mehrere Tage waren vergangen, und noch weilte der Centurio im Hause der Trauer. An Velledas hoher Gestalt hing sein Blick; er folgte ihrem leichten Gange; unterzutauchen suchte er in den tiefen Glanz ihrer unergründlichen Augen. Zuweilen trafen sich ihre Blicke; doch das war selten; so eigen fragend schaute ihn dann das Mädchen an, daß er befangen den Blick wandte. Solche Scheu hatte der Römer noch nie empfunden.

Und nun war der letzte Abend herangekommen, den Claudius in Divicos gastlicher Hütte verbringen sollte; morgen schon führte ihn sein Weg über den schneebedeckten Poeninus der ewigen Roma entgegen. Wieder goß die Sonne ihr purpurnes Strahlenmeer über Firne und Gletscher. Die Netze flickend, saß der Helvetier vor seiner Fischerhütte. Claudius und Velleda waren an des stillen Bergsees hohen Uferrand getreten.

„Velleda," fragte er leise, „wenn im nächsten Jahr der Schnee geschmolzen, darf ich wiederkehren?"

„Laß das, Römer," antwortete sie rascher als gewöhnlich; „sollen alte Wunden auf's neue bluten?"

„Ich möchte dich wiedersehen, Velleda!" —

„Ich hasse die Römer!" kam es leise und heftig von ihren Lippen. „Sie machten meinen Vater unglücklich — und mich!" —

„Dich glücklich zu machen, ist mein einziger Wunsch; hab ich dir ein Leid gethan?"

„Bist du nicht ein Römer, ein Unterdrücker meines Volkes? Frei, frei wollen wir sein wie die Vögel in der Luft, wie die rauschenden Wasser unserer Berge, wie der ewige Schnee unserer Firne! Divicos Tochter bin ich, und jener Divico, der euch Römer durch das Joch schickte, war mein Ahnherr! O daß er lebte!"

„Sei gerecht, Velleda! Wer baute euch Straßen? Wer gründete eure Städte? Wer brachte euch den Segen römischer Bildung? Wir haben viel für euer unwirthlich Land gethan!" —

„Einen Segen nennst du, was ihr uns gebracht habt?" rief das Mädchen bitter, „einen Segen? Fluch ist's sage ich dir, Fluch, Unglück und Schande! Eure Straßen brauchte Brennus, der uns stammverwandte Gallier, nicht, als er vor mehr als 500 Jahren schon über des Poeninus schneebedeckte Hänge zog, sein Recht auf des Schwertes Spitze tragend, als er euer stolzes Rom verwüstete. Namenloses Unglück brachtet ihr Römer über unser schönes freies Land, verweichlichen, zum Streite untauglich machen wollt ihr uns nun durch eure verfeinerten Sitten. Darum hat mein Vater der Tiguriner Stätte verlassen; hier im Lande der Verarger, giebt es noch freie Orte, hoch oben in den Bergen, wohin selten eines Römers Fuß dringt. Frei und stark lebt hier der einsame, durch euch auch noch des Sohnes beraubte Helvetier; die Tochter allein ist ihm Stütze und Trost! — Gehab' dich wohl!" —

Damit wandte sich das Mädchen und schritt stolz der Hütte zu. Keinen Blick gönnte sie dem Centurio mehr — und niemand sah, wie Röthe und Blässe in ihrem Antlitz wechselten. — — —

Claudius war geschieden; der Herbst zog in's Land. Gen Süden waren Velledas Blicke gerichtet.

Wärst du kein Römer, ich könnte dich lieben! klang es heimlich in ihres Herzens tiefsten Tiefen. Aber noch fester preßten sich dann ihre Lippen aufeinander; niemand sollte ahnen, welch schweren Kampf sie kämpfen mußte. — Doch scharf sahen des liebenden Vaters Augen; von der alles heilenden Zeit hoffte er Genesung für sein armes Kind. Sein Kleinod einem Römer geben, das konnte er nicht.

Ein Winter, wie ihn nur die Berge kennen, kam und ging, und mit den ersten Frühlingsboten schritt auch der Centurio wieder zur gastlichen Hütte.

„Nach Augusta fuhr ich, zu des Kaisers Legion; gewährst du mir Obdach, Divico?"

Und wieder leuchtete das Herdfeuer an des Helvetiers Hütte lange, lange. Römischen Glanz und stolze Feste schilderte in begeisterten Worten der junge Krieger; hoffte er, Velleda dadurch zu fesseln? Oder wars nur, um recht lange in ihrer Nähe zu weilen? Divico fürchtete nichts; er wußte, seine stolze Tochter lockten Roms Feste nicht; er wußte, sie würde eher sterben, als sich einem Römer zu eigen geben. Und als dann das Mädchen, dem Krieger leuchtend, nach dessen kleiner Schlafkammer schritt, trat Claudius rasch an ihre Seite, so dicht, daß sein heißer Athem ihre blasse Wange streifte.

„Dich allein, Velleda, hatte ich bei unsern Festen vor Augen; dein gedacht ich bei Tag und bei Nacht; kein gluthäugig römisch Weib war im Stande, dein Bild aus meinem Herzen zu verdrängen, das allein Velleda mit den Märchenaugen gehört. Ich liebe dich, liebe dich mit aller Kraft eines liebeglühenden Herzens! Velleda, sei mein!"

Blaß und unbeweglich, wie ein Bild von Stein, stand die Helvetierin; doch als der Römer ihre Hand ergriff, entriß sie ihm dieselbe heftig.

„Muß ich dir wiederholen, daß ich die Römer hasse, leidenschaftlich hasse?"

Und fort eilte sie so rasch, daß dem Krieger die Begegnung fast wie ein Traum erschien.

Und sie?

Hinaus vor die Hütte trat sie, um im Sternenschimmer Kraft zu sammeln, Kraft, ihr eigen liebekrankes Herz zu überwinden.

Bei Tagesgrauen schied Claudius. In des wilden Krieges Schrecken wollte er vergessen, was grausam ihm das Schicksal versagte.

Vergessen? — — —

Kann Liebe vergessen? — — —

* * *

Wochen und Monde vergingen. Wo die Schlacht am furchtbarsten tobte, in das dichteste Gewühl stürzte sich der Centurio. Aber weder Wunden noch Ehrenzeichen vermochten, ihn über den Zustand seines Herzens zu täuschen.

„Velleda! Velleda!" schrie es in ihm, wo er ging und stand; „Velleda, nur bei dir ist Ruhe, ist Genesung!"

Und sie mußte ihn lieben, er fühlte es; solche Liebe konnte nicht ohne Erwiderung bleiben. Drum auf, noch ein letztes Mal zu ihr! Seine Wunden bedurften zur Heilung des milden römischen Winters, und nach Süden schritt der Krieger von neuem. Wieder erklomm er bei Octodurus des Wildbaches Schlucht und erreichte nach mühvoller Wanderung den träumenden See. Auf hohem Uferstein, nach dem scheidenden Tagesgestirn schauend, stand sie, deren Bild er im Herzen trug. In wenigen Schritten war er ihr zur Seite. Ihre beiden Hände faßte er fest, so fest, daß sie sich ihm nicht entwinden konnte.

„Den Göttern sei Dank!" rief er jubelnd, „ich bin bei dir! Sieh mich mit Wunden bedeckt; aber keine brennt, wie die, die mir die Liebe schlug. — Velleda, auch du liebst mich, ich fühls! — Ha! Wie wirst du so blaß! Du liebst mich, liebst mich, meine Velleda!"

Er wollte sie umfassen.

„Vater!" kam es wie ein Hilfeeschrei von ihren Lippen.

„Den Vater rufst du, weil du dich fürchtest vor dir selbst, vor dem Schwinden deiner Kraft. Du liebst den Römer! Velleda, mein geliebtes Weib!" jubelte er.

„Vater! Vater!" kam es noch einmal aus angsterfülltem Herzen; doch der Vater war weit; sie wußte es; keine Hilfe stand zu erwarten. Heftig zog sie der Centurio an sich; aber bevor noch sein Mund ihre Lippen berührte, zum glücklichen Kusse, hatte sie sich mit fast übermenschlicher Kraft losgerissen, ihn weit zurückgestoßen.

„Ihr Götter," kam es zuckend von ihren Lippen, „gönnt der freien Helvetierin ein freies Grab!"

Hoch schlugen da des unergründlichen Sees Wogen über dem freien, stolzen Mädchen zusammen.

Wie versteinert stand Claudius einen Augenblick, während der gellende Verzweiflungsschrei des eben herbei eilenden Vaters die stille Abendluft erfüllte. Beide stürzten der Sinkenden nach in die rauschenden Fluthen; aber nicht Vater noch Verliebter konnte sie mehr retten.

* * *

An des einsamen Bergsees waldigem Ufer saß Tag für Tag, in die Tiefe starrend, ein gebrochener Greis. Geknechtet war das Land, todt der einzige Sohn, und sein Letztes, Liebstes, hatten die trügerischen Fluthen verschlungen durch eines Römers Schuld! Starr und kalt hatte er die Tochter, seines alternden Herzens Wonne zum letzten Male gesehen. Warum lebte er noch, da doch alles in ihm gestorben? Warum hatte der Schicksalsgott so viel, so Schweres, dem einsamen Greise auferlegt? Warum? Warum?

* * *

Und draußen in der weiten Welt schweifte unstät ein wilder Krieger. — Den Tod trug er im Herzen; denn sein Liebstes war gestorben durch seine Schuld? Warum gaben dann die Götter den Menschen so heiße, so unbezwingbare Herzen? Warum all die Qual? Warum? Ja, warum?

Ein Konflikt

Skizze von Otto Waldow.

Vor einigen Jahren wurde ich mit Genehmigung des bairischen Generalstabes in die Pfalz kommandirt, um eine strategische Frage an Ort und Stelle zu studiren. Die örtlichen Ermittelungen legten mir in einer dieser malerischen kleinen Städte einen unerwartet langen Aufenthalt auf. Es war im Spätherbst, die Abende schon recht lang, und mir wurde einigermaßen bange, wie und wo ich sie zubringen sollte. Meinen vielleicht etwas norddeutsch skrupulösen Bedenken, ob ich mich mit den Herren des im Städtchen garnisonirenden Bataillons näher bekannt machen solle, wurde ich durch die Begegnung mit einem bairischen Hauptmann enthoben, mit dem ich vor zwei Jahren, anläßlich der großen Manöver, beim Stabe eines der bairischen Armeekorps kommandirt gewesen war.

Sind Sie's denn wirklich, Herr Kamerad? rief er fröhlich, als er mir in der Hauptstraße begegnete, welch' glücklicher Stern führt Sie in unsere gesegnete Pfalz?

Ich schüttelte herzlich die mir entgegengestreckte Hand und erklärte meine Anwesenheit, soweit ich konnte und durfte. Der Hauptmann lud mich alsbald ein, das Kasino seines Bataillons zu besuchen, und die trotz aller Putschversuche stetig wachsende und erstarkende Kameradschaft zwischen allen deutschen Offizierkorps zeigte sich glänzend in der Aufnahme, die der preußische Generalstäbler in den behaglichen Räumen unter den hellblauen Kameraden fand.

Sie werden übrigens noch einen Bekannten von vor zwei Jahren unter uns finden, hatte mir der Hauptmann gesagt, den Lieutenant Marthaler. Ich meine, es wäre damals Ihr besonderer Günstling gewesen.

Marthaler? — ah, das ist der prächtige große Herr mit dem langen blonden Schnurrbart, der so vorzüglich jodelte!

Derselbe; aber Sie werden ihn auffallend verändert finden. Aus dem alleweil fröhlichen Kerl ist ein gar trübseliger Kauz geworden. Er hat sich plötzlich vom Leib-Regiment hierher in den äußersten Winkel versetzen lassen.

Schulden?

Nein, er ist sehr rangirt, fast wohlhabend. Er soll — Niemand weiß recht was Genaues — im letzten Manöver ein Erlebniß gehabt haben, „affaire du coeur", jedenfalls ist ein Frauenzimmer dabei — der arme Kerl kann Einem leid thun!

Welch fröhliche Abende habe ich in den folgenden zwei Wochen unter den Kameraden verlebt, alle so fröhlich und frisch, bis auf den düsteren, bleichen, schweigsamen Offizier, den ich in so übersprudelnder Jugendkraft gekannt hatte! Was konnte ihn, den Fröhlichsten unter Allen, ihn, der in auffallender Mannesschönheit, unermüdlich gegen jede Strapaze, zu jedem tollen Streich aufgelegt war, so niedergedrückt haben?

Er hatte mich freundlich begrüßt, es schien, als ob ein Strahl freudigen Erkennens in seinen müden Augen aufblitzen wollte, er hatte sich dann aber wieder kühl zurückgezogen und ich hatte kein Recht, mich in sein Vertrauen einzudrängen.

Am Vorabend meiner Reise waren nach guter deutscher Sitte Alle zum festlichen Trunk versammelt. Marthaler saß stumm neben mir. Als unsere lieben alten Kriegs- und Studenten-Lieder ertönten, wandte ich mich einmal unvermittelt ihm zu.

Kamerad, Sie sollten mir doch zum Abschied mal wieder so einen frischen Jodler zum Besten geben!

Ich jodle nimmer wieder, mein Herr Hauptmann! war die in überraschend förmlichem, fast unfreundlichem Ton gegebene Antwort.

Etwas unangenehm berührt durch diesen Ton, blickte ich in das mir zugewandte bleiche Gesicht, wendete mich dann aber achselzuckend ab.

Als wir das Kasino verließen, schloß sich Marthaler mir an. Einer nach dem Anderen erreichte sein Heim, schließlich blieben wir Beide allein auf der monderhellten Gasse. Ich merkte, er wollte sich aussprechen, doch schritt ich still neben ihm. Sporen und Säbel klirrten leise auf dem holprigen Pflaster, sonst Todtenstille rings umher.

Sie werden sich über meine unfreundliche Ablehnung gewundert haben, Herr Hauptmann! Sie haben mir früher und jetzt ein solches Wohlwollen gezeigt, daß —

Bitte, Herr Kamerad, kein Wort! — Wenn ein Mann wie Sie in so kurzer Zeit sich so verändert hat, so muß Schweres auf ihm lasten und nicht Alltägliches. Wollen Sie dem älteren Kameraden, der es herzlich gut mit Ihnen meint, sich anvertrauen, mein bestes Können steht Ihnen zur vollen Verfügung, wenn nicht, bedarf es keiner Entschuldigung, um die vielleicht sogar ich zu bitten hätte.

Minutenlanges Schweigen. Dann aber brach es heraus aus keuchender Brust: Ich kann es nicht länger schweigsam tragen, — ich muß es einmal aussprechen, was mich zum Wahnsinn treibt, — und gerade Ihnen, Herr Hauptmann, der Sie reich an Erfahrungen sind, der Sie das Ganze ruhiger betrachten werden, Sie sollten mir sagen, ob — ob — ich ein Menschenleben auf dem Gewissen habe.

Ich drückte ihm still die Hand: Sprechen Sie. Innerlich dachte ich: wieder mal solch unglückliche Duell- oder Verführungs-Geschichte!

Hören Sie, bitte! Sie haben mich gekannt, wie ich sorglos und heiter einer sonnigen Zukunft entgegensah. So rückte ich auch im vorigen Jahre zu den in Franken stattfindenden Brigade- und Manöver-Uebungen aus. Zu den ersteren Uebungen erhielten wir Quartier in einem großen Dorf, das abseits vom großen Verkehr in den Bergen lag. Unser Aufenthalt dort war auf etwa drei Wochen anzunehmen, und ich hatte ein mir sehr zusagendes Quartier in einem großen Bauernhofe am Dorfplatz. Das tägliche Leben in dem Dorfe erreichte seinen Höhepunkt bei der Ankunft des Postwagens, der gegen 5 Uhr Nachmittags von der vier Meilen entfernten Bahnstation heraufkam. Wenn das Posthorn so gegen ein halb Fünf, von dem Echo der Berge mehrfach zurückgeworfen, erschallte, dann kam, was zu Hause war, auf dem Dorfplatz zusammen. Wir saßen dann auch vor dem Gasthofe, in dem die Postagentur untergebracht war, und betrachteten lachend das Treiben, in das sich jetzt unsere Soldaten mischten, überall Bekanntschaften anknüpfend. Schon am ersten Tage war uns eine junge Dame von 17 bis 18 Jahren aufgefallen, die in sehr einfacher, aber zierlicher städtischer Kleidung mit großen Augen auf die fröhliche Menge sah, nach Abfahrt der Post in die Agentur trat und mit Briefen und Zeitungen in ein Haus neben der Kirche zurückging. Wir wären nicht junge Männer gewesen, wenn wir uns nicht hätten erkundigen sollen, wer diese nicht gerade schöne, aber doch von einem Hauch unberührter Frische und Lieblichkeit umgebene Dame sei. Wir erfuhren denn auch natürlich sofort, daß sie die jüngste, allein im Hause ihres Vaters zurückgebliebene Tochter des Pastors — die ganze Gegend war protestantisch — sei. Natürlich suchten wir ihre Bekanntschaft zu machen, besonders der Kamerad von den Dragonern war ganz weg und schloß eine außerordentliche Freundschaft mit unserem Fähnrich, der in der Pfarre in Quartier lag. Ich beschränkte mich darauf, alltäglich bei der Ankunft der Post mich mit der Kleinen zu unterhalten und mich an der Unberührtheit ihres sympathischen Wesens zu erfreuen. Sie war noch nie über die Grenzen ihrer Berge hinausgekommen, der mit dem Soldaten verbundene äußere Glanz imponirte ihr daher mächtig, und als es mir gelang, auf ihren Wunsch mehrere Male unsere Musik auf dem Platze spielen zu lassen, erreicht ihr naives Vergnügen seinen Gipfel. Plötzlich, eines Tages, blieb die Kleine weg, wir erfuhren, sie sei erkrankt, nach einigen Tagen aber schon mußte der Fähnrich umquartieren, weil ein schwerer Typhus bei ihr ausgebrochen war.

Das Brigade-Exerziren und damit unser Aufenthalt im Dorfe ging zu Ende, in drei Tagen sollten wir manövrirend die Gegend verlassen. Von der Kleinen waren wechselnde Nachrichten gekommen, wir hofften, ohne größere innere Theilnahme, daß ihre junge Natur die Krankheit besiegen werde.

Da meldet eines Abends mein Bursche einen Herrn, der mich zu sprechen wünsche. In dem Eintretenden erkenne ich den alten Arzt, der die Kranke in der Pfarre behandelt. Der alte Herr stellt sich förmlich vor, und, mich mit ernster, kummervoller Miene ansehend, beginnt er — oftmals stockend: Ich komme mit einer seltsamen Bitte zu Ihnen — vom Krankenbett der kleinen Grete Oncke, der Tochter des Pfarrers — es steht schlimm, sehr, sehr schlimm — die Krisis kann heute oder morgen eintreten, ich fürchte, sie bringt den Tod.

Ich sprach einige bedauernde Worte, innerlich verwundert, weshalb der alte Herr gerade mir diese ernste Mittheilung mache. Es wurde ihm offenbar schwer, weiter zu sprechen, endlich fuhr er mit einem gewissen Anlauf fort: Es ist eigenthümlich Ding, das Menschenherz. Sehen Sie, Herr Lieutenant, die Kleine, ihres Vaters und auch mein Liebling, phantasirt in ihren Deliren unausgesetzt von Ihnen, sie scheint eine leidenschaftliche Neigung zu Ihnen gefaßt zu haben. Fahren Sie nicht auf, ich habe mich erkundigt, Sie haben nichts gethan, dem unerfahrenen Ding Raupen in den Kopf zu setzen, das unberührte Herz zu bethören, aber es ist nun einmal so, und, rief er, meine Hände ergreifend, seien Sie nicht kleinlich, Ihre Anwesenheit hat vielleicht, vielleicht, sage ich, einen günstigen Einfluß, mag die Kranke beruhigen, versagen Sie uns das Mittel nicht, unseren Liebling vielleicht zu retten!

Nach kurzer Zeit stand ich in dem schwach erhellten Krankenzimmer am Bett des jungen Mädchens. Mit aufgelöstem, reichem Blondhaar lag sie in den weißen Kissen, den Kopf fortwährend hin und her werfend. Die großen Augen blickten weit offen, aber starr und ausdruckslos in's Weite, die so zart gewordenen Händchen pflückten rastlos an der Bettdecke, rastlos flossen leise Worte, abgerissene Sätze von den zitternden Lippen, Worte, Sätze voller Zärtlichkeit zu mir, der offenbar ihr fieberndes Gehirn erfüllte. Ihr Vater und eine alte Dienerin standen weinend am Fuß des Bettes. Legen Sie ihr die Hand auf die Stirn! Ich that es. Mit einem schweren Athemzuge schloß die Kranke die Augen. Die Spannung der Züge ließ nach, ein wohliger Ausdruck breitete sich über das Gesichtchen. Sie schlief unter der Berührung meiner Hand ein, und als ich letztere wegnahm, wurde sie zwar einen Augenblick unruhig, schlief aber bald weiter. Seit vier Tagen der erste Schlaf! murmelte der Arzt, Sie kommen doch morgen noch einmal? Gewiß, so lange wir noch hier sind! war meine Antwort.

Zwei Abende waren es ja nur noch. Meine Anwesenheit wirkte auch am ersten beruhigend. Am zweiten Abend aber wurde die Kranke nicht so ruhig wie sonst, sie rief fortwährend nach mir. Endlich mußte ich gehen, mir war weh um's Herz, ich konnte nicht anders, ich beugte mich auf das heiße Händchen und küßte es. Als ich mich aufrichtete, sah ich in ihr groß geöffnetes, lebloses Auge, das mich bewußtlos anstarrte, halb gebrochen, wie das eines sterbenden Rehes, so voller lautloser Klage.

Müssen Sie denn wirklich fort? flüsterte der Arzt. Ja, lieber Gott, es ging doch nicht. Ich hatte ja Mitleid mit dem lieben, kleinen Mädchen, ich hätte mein Blut gegeben, um sie zu retten, aber ich liebte sie ja nicht; mußte sie das aber nicht annehmen, wenn ich blieb? Und dann die äußeren Verhältnisse, abgesehen vom Stand und Vermögen, ich aus streng katholischer Familie, sie die Tochter eines protestantischen Geistlichen! Wie sollte ich außerdem einen Urlaub erhalten, ein Urlaubgesuch begründen? Meine Vorgesetzten, meine Kameraden würden mich auslachen, ich würde der Spott des Regiments sein. Nein, es geht nicht, Herr Doktor! Aber da, dieser gebrochene Blick. Oder, oder wollen Sie bestimmt behaupten, mein Weggehen sei ihr Tod, mein Bleiben sei ihre Genesung? Das kann ich nicht, nur die Möglichkeit. — Nein, es geht nicht! entschied ich und marschirte am nächsten Tage ab.

Nach drei Tagen schon erhielt ich die Nachricht ihres Todes von ihrem Vater, der mir noch für meine Theilnahme dankte. Sehen Sie, Herr Hauptmann, seit diesem Tage peinigen mich Zweifel, ob ich recht gehandelt. Ich kann kein Thier leiden sehen, wie oft als Knabe habe ich Gaisen, die sich verstiegen, mit Lebensgefahr herabgeholt, noch vor wenigen Jahren holte ich ein kleines Kitz von den höchsten Sprossen, wo es hätte verhungern müssen, während die Alte unten klagte. Beim Abstieg hing mein Leben an einem Faden, und hier, wo es sich um ein junges, hoffnungsvolles Menschenleben handelte, da haben mich Rücksichten auf elende gesellschaftliche Unterschiede, auf den Unterschied der Confession, der doch gewiß vor Gott nichts gilt, elende Furcht, mich lächerlich zu machen, abgehalten, zu thun, was wohl eine höhere Pflicht gebot. Jener todesklagende, gebrochene Blick, er verfolgt mich bei Tag und Nacht, alles, was ich mir vorhalte, daß ich doch nicht anders konnte, daß mein Bleiben doch nichts genutzt, es hilft alles nichts, es ist krankhaft, ich weiß es, es ist wahnsinnig, aber ich werde den Vorwurf nicht los, daß ich schuld bin an dem Tode dieses Kindes.

Was sollte ich dem Unglücklichen sagen, was er sich nicht selbst schon gesagt? Wie sollte ich ihn heilen von dieser krankhaften, fixen Idee, die doch wieder nur hervorging aus einem edlen Gemüth? Vielleicht konnte eine völlige Aenderung aller Lebensbedingungen helfen.

Es war damals die Zeit der Kämpfe gegen die Witboys in Südwest-Afrika. Es war meinen Verbindungen leicht, ihm eine Stelle in dem in der nächsten Zeit abgehenden Ersatzkommando zu verschaffen. Ich schlug's ihm vor, und Marthaler nahm den Gedanken mit Freuden auf. Schon nach wenigen Wochen ging er hinaus in das wilde Krieger- und Lagerleben. Als wir in Berlin Abschied nahmen, schien es, als ob ein Theil der alten Frische zurückgekommen sei. Auch aus seinen Briefen sprach die Hoffnung, daß der Bann von ihm genommen werde, mit seinem dritten Briefe zugleich aber kam die Nachricht, daß er bei der Einnahme einer Verschanzung, durch's Herz getroffen, gefallen sei.

Hatte er eine Schuld zu sühnen?

Von Eibenholz ein Becher.

Als der stärkere der beiden Eibenbäume im Berliner Herrenhausgarten zum zweiten Male eingestutzt wurde — das geschah im Frühling des eben vergangenen Jahres — fielen schon recht ansehnliche Aeste ab. Einem, der dies Astwerk am Boden liegen sah, kam der Gedanke, sich ein Stück davon zu verschaffen, um damit für den Fürsten Bismarck, der unter dem herrlichen Baume so manches Mal gesessen haben mochte, etwas zum Angedenken schnitzen zu lassen. Das Aststück erhielt er auch, wie Joh. Trojan in der „Nat.-Ztg." erzählt; nun aber war es nicht gar so leicht, einen Holzschnitzer zu finden, der etwas daraus zu machen wußte. Der Ast wurde von Fachleuten, die ihn zu sehen bekamen, recht ungünstig beurtheilt und es besonders für unmöglich erklärt, das aus ihm herzustellen, was sein Besitzer wünschte, nämlich einen Becher. Da fiel Demjenigen, von dem die Rede ist, ein, daß auf der Vorder-Rhön im Sachsen-Weimarischen bei Dermbach, wo am 4. Juli 1866 zwischen den Preußen und den Bayern, die durchaus nicht nach Thüringen durchbrechen durften, so hartnäckig und blutig gekämpft worden ist, von alter Zeit her geschickte Holzschnitzer sitzen. Zu diesen wanderte der Eibenast aus der Leipziger Straße in Berlin, und einer von ihnen hat daraus einen Becher geschnitzt, der zur vollen Zufriedenheit seines Auftraggebers ausfiel. Er zeigte das Wappen des Fürsten, das Kleeblatt mit den drei zwischen seinen Blättchen hervorsprossenden Eichenblättern, und am oberen Rand in erhabener Schrift geschnitten die Worte: „Eibe des Herrenhauses in Berlin". Im Uebrigen schmückt ihn allerhand zierliches Schnitzwerk. Dieser Becher wurde dem Altreichskanzler zum Weihnachtsabend nach Friedrichsruh geschickt mit folgenden Versen:

„Von Eibenholz ein Becher
Sei Dir, o Fürst, geweiht,
Der mahn', ein stummer Sprecher,
Dich an vergangne Zeit.
Du selbst, der Eibe gleichend
Scheinst Du, so zäh, so fest,
Weit mit den Wurzeln reichend
Und weit mit dem Geäst.

Holz ist's von einem Stamme,
Der wohl bekannt Dir war;
Den haben Axt und Flamme
Verschont manch hundert Jahr'.
Vom Baum, in dessen Schatten
Du oft gesessen hast,
Eh' sie gestutzt ihn hatten,
Ist dieses Holz ein Ast.

Ein Becher ist geschnitten
Daraus von kund'ger Hand,
Nimm ihn, d'rum laß Dich bitten,
Als deutscher Treue Pfand.
Die lang Dein eigen war,
Die Lebenskraft der Eibe
Bewahr' noch manches Jahr!"

Den Altreichskanzler scheint die kleine Weihnachtsgabe erfreut zu haben. Er antwortete auf die Sendung:

Friedrichsruh, 27. Dez. 1897.

Geehrter Herr!

Mit meinem aufrichtigen Dank für Ihren poetischen Gruß und den erinnerungsreichen Eibenbecher verbinde ich die herzliche Erwiderung Ihrer freundlichen Festgrüße.

v. Bismarck."

Damit hat die Sache ihren Abschluß gefunden, es bleibt nur übrig eine Empfehlung der Holzschnitzer auf der Vorder-Rhon, die sehr geschickte Arbeiter sind und dabei auf dem einsamen Gebirge dort in der bittersten Armuth leben.

Schweigen.

Ueber dem Meere liegt es; ganz unbewegt
Wallen die Wogen zum heimischen Strand.
Lautlos verklingend — Keine Welle sich regt
Und kein Körnlein rollet im thurmtiefen Sand. —

Athem der Ruhe durchwogt heischende Liebe —
Auf den Pfühl hingegossen sie marmoren ist.
Ach! daß ein Wunsch in dem Raum zerstiebe — —
Durch die Welt seufzt ein schweigendes: „b-s-s-ist!" —

Unsere Kinder.

„Aber Hans, schon wieder bringst Du ein so schlechtes Zeugniß mit nach Hause! Du ärgerst mich noch zu Tode! ... Ich weiß wirklich nicht mehr, was ich mit Dir anfangen soll!"

„Ach, Papa, man muß eben die Menschen nehmen wie sie sind!"